

HAUT

Erzählungen



Fini Zirkovich-Tury

Für meine Kinder

Nur wer seine Wurzeln kennt,
kann wachsen.
(Anselm Grün)



1. Auflage
edition libica, 2022
www.libica.org

TEXTCOACHING Petra Ganglbauer

LEKTORAT Olivia Frey
Simone Stefanie Klein

FOTOGRAFIEN Fini Zirkovich-Tury
UMSCHLAGBILD

FOTOBEARBEITUNG Simone Stefanie Klein
BUCHGESTALTUNG

DRUCK MCP Digital Druck, Polen

ISBN 978-3-903137-36-3

Inhalt

	Vorwort	ix
I	Linde	
	Corona	3
II	Birke	
	Unfreiwilliges Zirkuskind	9
	Ein Moment von Liebe	11
	Puppenkind	13
	Himbeerzuckerl	15
	Weihnachten	17
	Wege	19
	Luft	23
	„Antonia!“	25
III	Kirsche	
	Im Garten	35
	Der große Garten	39
	Heimat	41
	Kindheit im südlichen Burgenland	42
	An der Grenze	45
	Der Großvater	48

IV Platane

Genug ist nicht genug	55
Beten	57
Der Zopf	60
Begegnung mit dem Tod	62
Lebensansichten	63
Wer bin ich?	66
Und Mutters Anteil an meiner Entwicklung	70

V Akazie

Urlaub	75
Das Hochzeitskleid	77
Familienidylle	79
Fotos lügen nicht	81
Sprache ist Heimat	84
Ehe	86
Weihnachten	88
Aussprache	90
Späte Erkenntnis	92

VI Kirsche

Großmutter Franziska	97
Großmutter Juliane	98
Magdalena	100

Anna	105
Der Vorname	108
Der Fluch	110
Das Erbe	112
Die Frauen in meiner Familie	115
Der Tod der Mutter	118

VII Platane

Verlassen	123
Rückzug	125
Vor den Trümmern ihres Lebens	128
Jakobsweg	131
Gang zum Vulkan	133
Madame Peregrina	135
Wunschorakel	137
Als sie vierzig war	139
Silvester	142
Vom Schämen	145
Verluste	147
In Pension	149

VIII Nuss

Das Hochzeitsfoto	155
Die Putzfrau	160
Die Kinderdorfmutter	167
Freiheit	169

Freundin	175
Krankenbesuch	178
Die Schwägerin	181

IX Zwetschke

Der Traum vom Kinderglück	185
Das mit den Träumen	186
Sehnsucht nach Weihnachten	187
Erinnerungsstücke	189
Gesellschaftsspiele	191
Schattenspiele	196
Ein Heimatort, ein Vaterhaus	199
Beheimatet	202
Das Haus der Erinnerungen	205
Letzte Atemzüge	208
Vater	211
Die Tochter	214
Grabpflege	217
Nie mehr, wie es einmal war	219
Warum ich schreibe	226

X Marille

Der hundertste Geburtstag	233
Die Autorin	237



Vorwort

ICH KENNE FINI ZIRKOVICH-TURY seit vielen Jahren. Ihre Lyrik und Prosa zeichnen sich durch eine konsequente Mischung aus sensibler Stimmführung und ironisierender Analyse menschlicher Schwächen und Eigenheiten aus.

Bisweilen münden diese feinsinnigen und trotz der erwähnten ironischen Brechungen gefühlvollen Begebenheiten und Empfindungsräume auch in einer Art Sarkasmus, nämlich dann, wenn das allzu Menschliche Grenzen überschreitet, wenn es um Ignoranz, Gewalt oder Verletzungen geht. Dann, ja dann werden ihre Texte heftiger, treffen ins Schwarze.

Die in diesem Buch versammelten Gedichte kreisen in einem durchgängigen, jedoch mit den Erzählungen alternierenden Zyklus um „Haut“ in all ihren Qualitäten, vor allem um weiße, durchscheinende Haut, um Dünnhäutigkeit also.

Sie erzählen überdies von Ausgrenzung und Voreingenommenheiten. Jedem Gedicht ist die Abbildung einer Baumrinde vorangestellt.

Zwischen den Gedichten siedeln sich Geschichten an, die in der Kindheit wurzeln und bis ins Alter der Erzählerin reichen. Berührende Erinnerungen finden sich da, wie die große Liebe zu Himbeerzuckerln oder die Sehnsucht nach der verlorenen Großfamilie.

Hin und wieder schlüpft die Erzählerin in die kindliche Haut, nimmt die Sprache und Wahrnehmung eines Kindes an. Dann macht der Schlamm „quatsch, quatsch.“

Der mitteilsame Blick schwenkt auch zurück, zur schwind-süchtigen, „traumatisierten“ Mutter, zwischen der und dem Kind stets eine „Wand“ war – oder zu Großmutter, Großvater oder Tante, aus deren Obhut das Kind früh gerissen wurde und die es regelmäßig besucht und vor Ort stets all-eins ist mit der Landschaft oder den Tieren. Die ursprüngliche Heimat wird gewissermaßen zu einem Sehnsuchtsort.

Diesen berührenden, sinnenfrohen Stellen im Buch hält die Autorin Analytisches entgegen:

Sie schreibt von seelischer Panzerung, von Schutzmaßnahmen gegen Verletzungen. Von den „Zeichen“, den „bösen Omen“, die diese als junge Braut bereits am Hochzeitstag wahrnehmen hätte müssen. Sie hinterfragt das eheliche Schweigen oder spricht von Gefangenschaft und daraus folgenden Rückzügen als Akt der Selbstbefreiung!

Eine gereifte, ältere Erzählerin nähert sich schließlich auch den vielen Abschieden und dem Tod.

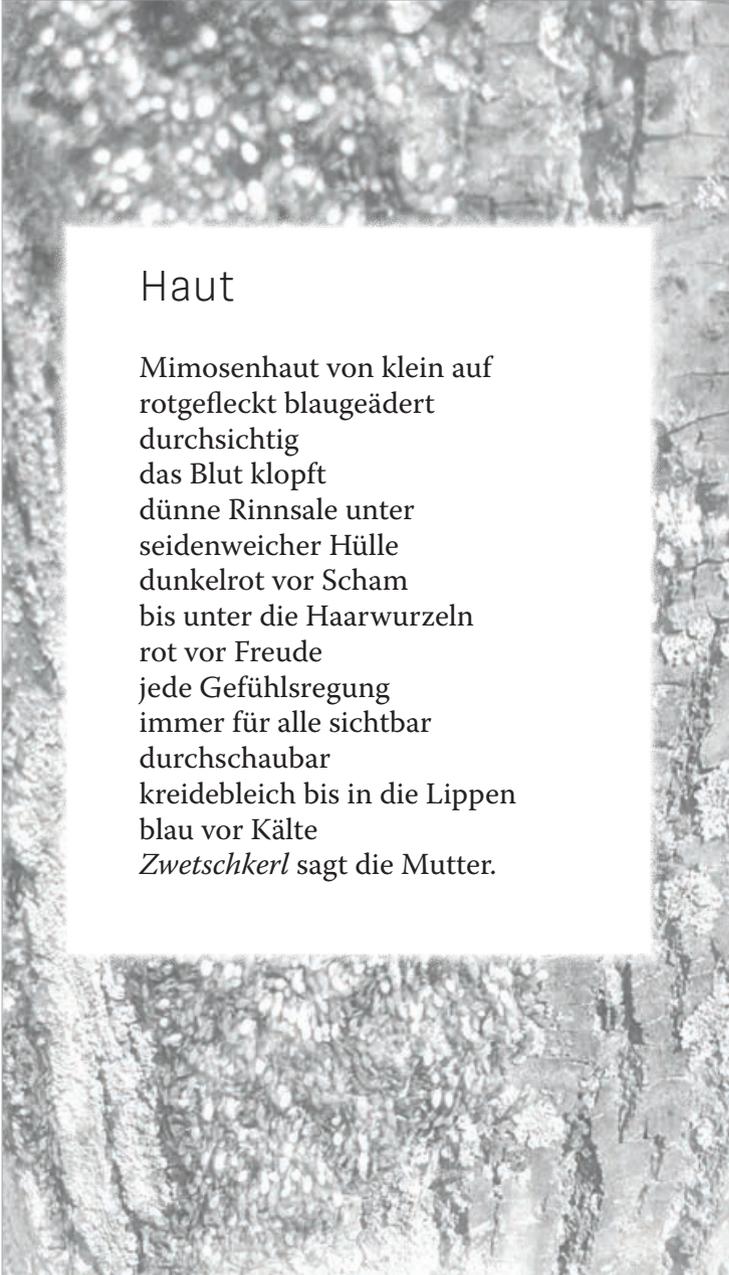
Fini Zirkovich-Tury gelingt es, mit ihren in diesem Buch versammelten Texten eine ganz selbstverständliche Sogwirkung zu erzeugen. Zugleich ist dieses Buch gewissermaßen ein Symbol für den ganzen Lebenskreis.

Petra Ganglbauer





Linde

A grayscale microscopic image showing the cellular structure of Mimosa pudica skin. The image displays a grid-like pattern of cells with distinct nuclei and cytoplasm, typical of plant epidermal tissue. The cells are arranged in a somewhat regular, brick-like pattern, with some larger, more rounded cells interspersed among smaller, more rectangular ones. The overall texture is granular and detailed, highlighting the intricate structure of the plant's outer layer.

Haut

Mimosenhaut von klein auf
rotgefleckt blaugeädert
durchsichtig
das Blut klopft
dünne Rinnsale unter
seidenweicher Hülle
dunkelrot vor Scham
bis unter die Haarwurzeln
rot vor Freude
jede Gefühlsregung
immer für alle sichtbar
durchschaubar
kreidebleich bis in die Lippen
blau vor Kälte
Zwetschkerl sagt die Mutter.

Corona

VOR JAHREN NOCH fühlte sie sich vom Leben überrollt. „Das ist nicht mein Leben“, hat sie gejammt. Dieses Gefühl hatte sie oft, sobald andere über sie bestimmten, andere ihr ein Tempo aufzwingen, das sie überforderte. Jetzt lebt sie dahin, ohne Termine, ohne Kalender, weiß nicht, welcher Tag gerade ist. Wenn sie dann zurückschaut, fehlt ihr oft ein ganzer Tag – untergegangen in der Ereignislosigkeit, der aufgezwungenen.

Wenn sie dieses Blutdruckproblem nicht hätte (es gibt Lieferschwierigkeiten bei ihrem Medikament, die Ersatzmedikamente fast wirkungslos), hätte sie diese Zeit besser für sich nutzen können. Oder hätte sie sich in Betriebsamkeit verloren?

Jetzt hat sie Zeit.

Zeit zum Warten.

Zeit zum Sitzen.

Zeit zum Schauen.

Zeit, die Gedanken wandern zu lassen.

Immer wieder in ihrem Leben hatte sie Rückzugsphasen mit Einsamkeitsgefühlen und Selbstmitleidswellen, doch war das jedes Mal ... sie sucht nach Worten ... Weltschmerz, Menschenverachtung, freiwillig, selbstbestimmt (soweit man eine Depression „selbstbestimmt“ nennen kann), aber das, was ihr jetzt auferlegt wurde, ist eigentlich unbeschreiblich: von der Regierung verordnete und vielleicht auch von der Vernunft diktierte Quarantäne, Isolation, Ausgangsbeschränkung, Ausgangssperre. Soziale Kontakte vermeiden.

Sie dachte immer, Einsamkeit im Alter wird sie nicht betreffen – sie hat drei Kinder, sie hat drei Enkelkinder. Und jetzt?

Ausgangssperre, soziale Kontakte einschränken, Besuchsverbot, Abstand halten, „Berührungsverbot“. (Sie ist schon gespannt, was heuer das „Unwort des Jahres“ sein wird!)

Videotreff ist kein Ersatz, das kommt ihr vor wie seinerzeit die Sache mit dem E-Gold.

Sie war immer ein Mensch, dem das Umarmen und Ansichdrücken viel wichtiger war als das Begrüßungsbussi. Und jetzt?

Vor vielen Jahren, als ihr Ältester eine eigene Wohnung bezog und nur mittags nachhause kam zum Essen, hat ihn seine Schwester sehr bedrängt mit Umarmungen und Zärtlichkeiten. Sie behauptete, ein Wissenschaftler habe herausgefunden, der Mensch müsse mindestens zwanzigmal am Tag berührt werden (für sie „umarmt“), sonst müsse er sterben und sie wolle nicht, dass ihr Bruder stirbt.

Ganz wahr kann diese These nicht sein, sonst hätte jetzt schon ein weltweites Massensterben einsetzen müssen, aber Mangelercheinungen haben bei ihr schon spürbar eingesetzt.



Sie kann nicht den ganzen Tag fernsehen. Nach gefühlten hundert Folgen *Diagnose Mord* und noch mehr Folgen *Mord ist ihr Hobby* und *Kommissar Rex* (mit dem vor allem konnte sie manche Lücke füllen, weil sie seinerzeit garantiert die Lösung verschlief, nachdem sie sich durchgequält hatte bis ca. drei Minuten vor Schluss ...), ist sie

etwas fernsehmüde. Sie kann nicht den ganzen Tag lesen, auch wenn sie schon umgestiegen ist auf die Gesellschaftsmärchen der Hedwig Courths-Mahler.

Irgendwann schaut sie auf und sieht, wie vernachlässigt der Haushalt ist. Des bedrohlich hohen Blutdrucks wegen kann sie nicht zügig putzen, maximal täglich zwei Kästchen oder Laden, die aber mit Zahnstocher und Zahnbürste.

Alles wird herausgeräumt, gewaschen, gesäubert, durchforstet, Kaputttes und Unbrauchbares entsorgt, sorgfältig wieder eingeordnet, alle Griffe nach rechts. Täglich schickt sie Fotos von ihren Erfolgserlebnissen nach Wien. Ihre Tochter bewundert sie, lässt sich aber nicht anstecken (haha, unangebrachte Formulierung).

Auf drei Tortendeckchen Öle, Essigsorten, Flüssigwürzen gefällig angeordnet, sozusagen sortenrein, die Gewürze alphabetisch gereiht in ihrer Box, was ist wohl jetzt noch zu tun?

Die Vorräte hat sie schon im Vorjahr in Gläser mit Schraubverschluss gefüllt – ganz ohne Corona (der Mäuse wegen).

Es ist unglaublich, wie kreativ ein gelangweilter Geist sein kann. Sie schaut die Bedienungsanleitungen ihrer Elektrogeräte durch und entsorgt endlich die Garantiescheine und Anleitungen von Geräten, die längst nicht mehr in ihrer Küche stehen.

Dann fängt sie an, die Anleitungen noch aktiver Apparate zu studieren.

Sie zerlegt den dreißig Jahre alten Alleschneider, putzt und setzt zusammen – er lässt sich wieder verstellen von schinkenfein bis brotscheibendick. Mit dem Geschirrspüler kann sie die Backbleche waschen, wenn sie den

oberen Geschirrkorb entfernt. Sie ist neugierig, ob sie auch den Wäschetrockner, der seit Monaten streikt, wieder in Gang bringt.

Die Naschlade der Enkelkinder, sonst Tabubereich, ist bereits bedenklich leer, auch bei den Likören in der Speis konnte sie schon manche Flasche entsorgen – enthielten oft nur noch einen kümmerlichen Rest.

Sie hat das Schlingerl an ihrem Wintermantel angenäht und den langen Riss in der Futterseide repariert, der ihr vor zwei Jahren das gute Stück fast unbrauchbar gemacht hat.

Sie hat im Garderobenschrank ein Fach freigemacht und ihre Handtaschen so hineingestellt, dass sie sichtbar und frei zugänglich bereitstehen, sobald man die Kastentür aufmacht.

Das Schuhkasterl in der Diele tip-top, im Kleiderkasten Feng-Shui-Ordnung.

Mein Gott, wie lang wird Corona noch vorhalten?

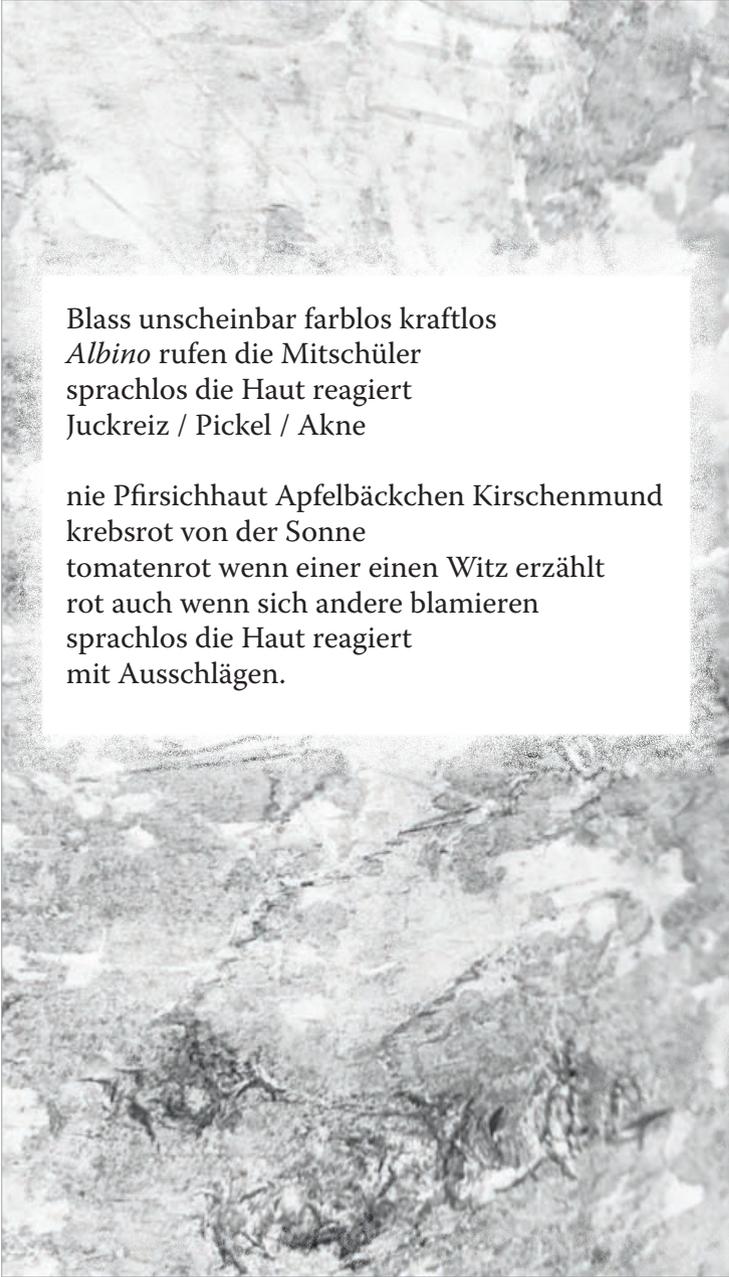
Was tut sie jetzt?

Vielleicht fängt sie an, ihre Erzählungen zu ordnen.





II Birke



Blass unscheinbar farblos kraftlos
Albino rufen die Mitschüler
sprachlos die Haut reagiert
Juckreiz / Pickel / Akne

nie Pfirsichhaut Apfelbäckchen Kirschenmund
krebsrot von der Sonne
tomatenrot wenn einer einen Witz erzählt
rot auch wenn sich andere blamieren
sprachlos die Haut reagiert
mit Ausschlägen.

Unfreiwilliges Zirkuskind

ES FING FRÜH an. Ich war noch ganz klein, saß da, Windelhose, nackter Oberkörper, nackte Beinchen. Langeweile ergriff mich. Ich nahm erst meinen rechten Fuß und steckte die große Zehe in den Mund, dann den linken Fuß, Zehe in den Mund. „Schau doch, was das Baby kann!“, rief die Mutter entzückt. Die Tanten kamen gelaufen, vier oder fünf, die größeren Mädchen (die Kusinen, fünf oder sechs) und klatschten begeistert – der Mutter zuliebe, wahrscheinlich.

Waren die Nachbarinnen zu Besuch, hieß es „Baby, zeig, was du kannst!“, und ich zog die Söckchen aus und steckte meine große Zehe in den Mund – erst die rechte, dann die linke – und die Nachbarinnen klatschten und riefen ein ums andere Mal: „Ei, was du kannst!“

Und weil ich so herzlich über den Beifall lachte, wurde das Spiel wiederholt, sooft ein bisschen Publikum da war.

„Mach, Baby!“ Und ich machte. Das erste Häufchen in den Topf! „Bravo, Baby, was du kannst!“

Einmal für den Onkel, einmal für den Opa, einmal für die Oma. Und das Baby machte. Ich machte Häufchen ins Töpfchen. Sooft ein bisschen Publikum da war, holte ich das Töpfchen, setzte mich drauf und machte Häufchen. Fünfmal am Tag. Sechsmal. Siebenmal. Je nachdem. Für den Opa, die Oma, den Onkel, die Nachbarin. Dass Baby selber den Topf leerte und mit Klopapier reinigte und auswusch und hinter die Klomuschel stellte, war selbstverständlich.

Baby kann sitzen und das Bein hinter den Kopf biegen. Oh, das andere auch. Oh, oh, beide Beine gleichzeitig.

Ich verliere das Gleichgewicht und falle. „Das musst du noch ein bisschen üben, bevor wir es den Tanten vorführen.“

Baby kann die Zunge ganz weit herausstrecken. Ich kann die Zunge ganz lang und spitz machen.

„Zeig der Tante, was du kannst! Leg dich auf die Bank! Die Tante legt dir eine Münze auf die Nase, die gehört dann dir, wenn du sie mit der Zunge von der Nasenspitze stoßen kannst.“ Das Sparschwein gab bald keinen Ton von sich, so satt war es.

Baby kann bei einer Mahlzeit zwei Schnitzerl essen. „Nächste Woche schaffst du drei. Musst du brav üben. Hier – eine Tafel Schokolade!“

Das war ungefähr der Zeitpunkt, dass Vater begann, Wetten abzuschließen.

Wie viele Schnitzerl schafft das Kerlchen?

Wie viele Würstchen?

Wie viele Schaumrollen?

Die Mohnstrudelwette brachte viel Geld.

Das höchste Gebot lag bei elf Stück – das Kind schaffte siebzehn.

Es ging ja auch darum, nicht zu kotzen. „Wo isst der Kleine das hin?“, fragte sich das Publikum.

Die Schaumrollenwette hingegen hätte mich das Leben kosten können. Sie fand im Freien statt, am Kirchtagsstandl. Es war heiß. Die Wespen umschwärmten das Tablett mit Schaumrollen. Das Publikum schrie entsetzt auf. Es sah, was ich nicht bemerkte: eine Wespe in meinem Mund. Sie verkroch sich in die dicke Schaummasse. Ich hörte nicht auf zu kauen. Ich hörte nicht auf zu schlucken. Ich hielt die Schreie für Begeisterungsrufe. Die Wespe war vielleicht vor Bewunderung gestorben.

Sie stach mich nicht, weder im Mund noch im Rachen, nicht in der Speiseröhre oder im Magen oder sonst wo.

So spannende Einlagen erhöhten natürlich die Quoten.

Das Publikum kam von nah und fern oder die Familie reiste mit mir in die benachbarten Orte, wo gerade ein Jahrmarkt oder Kirtag stattfand.

So war mir schon in ganz zartem Alter die Rolle des Familienernährers in den Schoß gefallen.

Eines muss noch erwähnt werden. Nun kam dem Kerlchen natürlich das Training des oftmaligen Häufchenmachens zugute, was Vater zutiefst bedauerte. Er sah sich schon mit dem dicksten Kind der Welt durch die Lande reisen.

Wie wird es erst seine Lebensplanung durcheinanderwirbeln, wenn er merkt, dass ich kein Kerlchen bin?

Ein Moment von Liebe

ES WAR IMMER ein großes Ereignis, wenn ich „heimfahren“ durfte zum Großvater, zu Onkel und Tante, zu den Kusinen, die ich überall als meine Schwestern ausgab.

Es war schon vom Aufwand her ein großes Ereignis. Von der letzten Autobushaltestelle war immer noch mehr als zehn Kilometer Fußmarsch bis zum Gehöft meines Großvaters zu bewältigen. Zehn Kilometer über Feldwege und durch Wälder – klar, dass ich da mit meinen fünf Jahren nicht allein fahren konnte; klar, dass diese Fahrten nur möglich waren, wenn jemand Zeit hatte, mich zu begleiten.

Meine Eltern waren nicht ganz so von Heimweh zerfressen wie ich, deshalb auch nicht so von Sehnsucht getrieben. Waren wir endlich einmal unterwegs, gingen sie meiner Meinung nach viel zu langsam. Sie trödelten – ich schimpfte und sekkierte. Ich war müde, ich quengelte, ich jammerte. Mein Vater trug mich streckenweise auf seinen Schultern ... bis zu einer Stelle im Wald auf der Anhöhe – eine magische Stelle –, es war noch ziemlich weit, den Berg hinunter und den nächsten Hügel hinauf – und dort oben auf dem nächsten Hügel stand das Haus. Es war das Elternhaus meiner Mutter. Es leuchtete freundlich: weiße Mauern, rotes Dach – aus dem Rauchfang stieg Rauch, sie waren also zuhause. Ich rutschte Vaters Rücken entlang auf den Boden, ich lief davon und schrie die ganze Zeit: „Das Haus, das Haus, ich seh das Haus!“ Ich war nicht mehr müde, ich hatte keine Angst, ich lief und lief, bis ich mein Ziel erreichte.

Im Hof standen mein Großvater, mein Onkel Hans, Mamas jüngster Bruder Stefan, kaum zwanzig Jahre alt; oben auf der Stiege wartete die Tante mit den zwei Kusinen.

Ich wurde hochgehoben, gedrückt, geherzt und geküsst, Onkel kratzte mich mit seinen Bartstoppeln. Ich schrie und kreischte vor Vergnügen. Mamas jüngster Bruder nannte mich „Katzel“. Ich schnurrte zärtlich und rieb meine Wangen an der seinen – er war glatt rasiert.

Großvater nannte mich „Jagdhund“ – und so musste ich wohl geschnauft und gehechelt haben nach dem Dauerlauf den Hügel herauf.

Wie mich Tante und Kusinen begrüßt haben, daran habe ich keine spezielle Erinnerung. Doch die Erinne-

rung an die Augenblicke bei diesen drei Männern, jeder einer anderen Generation angehörend, die mich zärtlich aufgehoben haben, mich drückten und streichelten, mich weiterreichten, mir Kosenamen gaben, erfüllt mich heute noch mit einem tiefen Glücksgefühl, umgibt mich wie ein Mantel der Geborgenheit, des Beschütztseins.

Wenn meine Eltern eintrafen, war ich bereits voll ins Familienleben eingegliedert, saß da mit Rahmsuppe und Topfennudeln – dem traditionellen Essen, wenn ich erwartet wurde – und war unendlich glücklich.

Puppenkind

STOFFTIERE GAB ES in meiner Kindheit keine – zumindest für mich nicht. Eines der Nachbarskinder besaß einen Teddy mit Knopfaugen. Und wenn man ihn kippte, so richtig kopfüber, gab er einen merkwürdigen Laut von sich, „brummen“ nannten sie das.

Ein paarmal nach vorn gekippt, „brumm“ oder eher „mmm“, dann war der Teddy für mich uninteressant. Ich kannte keine echten Bären und zum Spielen war mir jede lebendige Katze, jeder Hund auf dem Hof meiner Großmutter und in der Nachbarschaft lieber.

Ich besaß aber eine Puppe, die meine Mutter für mich kreierte hatte – ein rosa oder beiger Stoffkörper, so genau weiß ich es nicht mehr, Arme und Beine (vielleicht war es ursprünglich auch weißes Leinen gewesen) mit Sägemehl gefüllt, das Gesicht mit aufgestickten Augen, auch Mund und Nase waren genäht, Zöpfe aus schwarzer Wolle.

Die Kleider konnte man ihr richtig aus- und anziehen, nur die Schuhe nicht, die waren zwar auch aus Stoff, aber festgenäht.

Diese Puppe konnte nicht brummen, aber sie hielt viel aus. Man konnte sie mit ins Bett nehmen, drücken und herzen, in die Luft werfen, fallen lassen. Nur draußen im Hof vergessen durfte man sie nicht. Dann wurde sie nämlich von Loni, der Hündin, in die Hundehütte verschleppt und vielleicht abgeschleckt, vielleicht ein bisschen gebissen. Jedenfalls quoll aus Armen und Beinen an einzelnen Stellen das Sägemehl heraus.

Meine Mutter wollte die Puppe wegwerfen – schon aus hygienischen Gründen –, versuchte es dann aber doch mit Waschen. Das Experiment missglückte gründlich, das Leinen lief ein, das Sägemehl klumpte und wollte nicht und nicht trocknen.

Mutter war eine gute Mutter – sie konnte das Kind nicht leiden sehen. In einer Nacht- und Nebelaktion wurde ein neuer Puppenkörper genäht, diesmal mit Stofffleckerln gefüllt. Das Puppenkind wurde freudig in Empfang genommen, in den Arm genommen und gedrückt – und weggelegt. Es war nicht mehr mein geliebtes Puppenkind, das Gewicht stimmte einfach nicht.

Die Puppe saß auf der Bettbank und lächelte breit wie immer – das Gesicht war ja gleich geblieben, nur die Frisur war anders – und überdauerte viele Jahre ziemlich unbehelligt.

Himbeerzuckerl

HIMBEERZUCKERL – MEINE ganze Seligkeit! Ich lutschte sie mit Hingabe, wenn ich – selten genug – welche bekam, es war schließlich Nachkriegszeit.

Ich lutschte sie also, solange der Vorrat reichte, bis der Gaumen beinah wund und Mund und Zunge rot, eben leuchtend himbeerrot waren.

Mit geschlossenen Augen saß ich da, ich bewegte die Beere im Mund hin und her, fuhr mit der Zunge in die Höhlung, tastete mit der Zungenspitze jede einzelne Noppe ab, bis der säuerliche Geschmack den Speichelfluss schier ins Unerträgliche steigerte, dann rollte ich sie den Gaumen entlang, bis das weiche Innenleben hervorquellen konnte, quetschte sie schließlich ganz flach, ja und irgendwann war die Herrlichkeit zu Ende.

Ich überprüfte, ob meine Zunge schon das berühmte Himbeerrot zeigte und holte mir aus dem Sackerl in der Schürzentasche das nächste Zuckerl.

Manchmal hütete ich meinen Schatz, trug ihn tagelang mit mir herum, hielt die Hand in der Schürzentasche und umklammerte das Papiersackerl mit den Himbeerköstlichkeiten.

Heimlich wog ich es in Gedanken, schätzte die Zahl, holte die Zuckerl hervor, schlichtete sie in Reihen zu zweit oder zu dritt, schob sie wieder auf einen Haufen und verstaute schließlich meinen Schatz wieder in der Schürzentasche.

Leider hielten die Zuckerl dieser Behandlung nicht lange stand. Sie wurden unansehnlich, unappetitlich klebrig und klumpten schließlich zu einem festen

Brocken zusammen, aus dem sich kaum ein einzelnes Zuckerl mehr lösen ließ.

So wurde ich ständig hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, möglichst lang etwas davon zu haben, und meiner Gier, sie alle sofort aufzunaschen.

Ich erkannte also bereits in frühester Kindheit, was uns das Leben später immer wieder lehrt: Du musst dich entscheiden. Du kannst nicht beides haben, den Vorrat und den Genuss des Naschens.

Dann verlangte meine Mutter, meinen Schatz mit den beiden Kusinen zu teilen. Unvorstellbar!

Sie verstand nicht, was das für mich bedeutete, sah nur den Ungehorsam und versetzte mir einen kräftigen Schlag auf den Hintern.

Ich musste sehr zornig gewesen sein, ich schleuderte das Säckchen mit den Zuckerln in die Ecke.

Jetzt ging es nicht mehr ums Teilen, jetzt ging es um den Ungehorsam. Meine Mutter sah sich blamiert vor ihrem Vater, ihrem Bruder und der Schwägerin. Damals vertrat man noch die Ansicht, den Trotz eines Kindes müsse man brechen.

Sie war außer sich vor Zorn, sie schrie, sie prügelte mich – wie sie später erzählte –, bis ich mich auf dem Boden wälzte.

Wie die Szene endete, daran habe ich keine Erinnerung. Haben meine Kusinen das Streitobjekt entfernt? Haben Großvater und Tante vermittelt? Möglich. Ich liebte beide abgöttisch bis zu ihrem Tod.

Jahre später erzählte die Frau, ihr Kind nasche nicht. Bekäme es Naschzeug geschenkt, vergammle das in der Lade, wenn sie es nicht rechtzeitig entdecke und an andere Kinder verschenke.

Weihnachten

VERGOLDETE NÜSSE UND die kleinen bis ins Fruchtfleisch rosig gefärbten Zigeuneräpfel; Würfelzucker eingewickelt in weißes Fransenpapier; Lebkuchenfiguren nicht selbst gebacken, sondern vom Lebzelter, mit bunten, aufgeklebten Bildchen: Engel, Reiter auf Pferden, der Nikolaus, Schaukelpferdchen, Nussknacker ... An roten Fäden hingen sie an den Fichtenzweigen und über alles drüber glitzerndes Engelhaar.

Wollte man sich etwas genauer anschauen, musste man sich den Hals verrenken. Der Baum hing nämlich an der Decke an dem stärksten Balken, an dem die Jahreszahl eingebraunt war, wann das Haus gebaut worden war.

Der Christbaum, duftend und erst am Heiligen Abend aus dem Wald geholt, dem eigenen, das alles habe ich selbst noch kennengelernt als Gast im Haus meines Großvaters, in dem Haus, aus dem meine Mutter fortgegangen war, als sie ihrem Ehemann, meinem Vater, in die erste gemeinsame Wohnung gefolgt war.

Arm waren sie nicht. Kurz vor Weihnachten war das fette Schwein geschlachtet worden, Gänsebraten für den Christtag als besonderer Leckerbissen, Bratäpfel, Nussstrudel, Mohnstrudel. Alles, was Küche und Keller hergaben. Nur Orangen oder Mandelkerne, Schokolade und Zuckerstangen, wie in den Liedern besungen, gab es nicht, wurden auch nicht vermisst. An besonderes Geschirr oder einen schön gedeckten Tisch kann ich mich irgendwie nicht erinnern. Und Geschenke gab es auch nicht. Lag es daran, dass Großmutter so früh

verstorben war? War das alles der Grund, dass meine Mutter so großen Wert auf Äußerlichkeiten legte?

Schöne Tischtücher in verschiedenen Farben und Größen für alle Gelegenheiten. Manche hat sie selbst bestickt. Elegantes Geschirr mit besonderem Goldrand, zarte Gläser – sie mochte nichts Derbes – und Stoffservietten.

Sie kochte sehr gut. Als ich zirka sechzehn war, schenkte sie mir ein sündhaft teures Kochbuch, aus dem sie ganz exquisite Speisen kochte. Warum sie es mir gekauft hat? Reines Alibi – für sich selbst etwas derart Teures zu kaufen, hätte sie sich nie vergönnt. Als Geschenke gab es hauptsächlich Selbstgemachtes, dadurch kam sie dann vor Weihnachten oft in Stress.

Nicht nur einmal bekam ich ein Kleidungsstück, an dem noch nach der Bescherung eine Naht geschlossen oder einige Knöpfe angenäht werden mussten.

Wir machten auch die Schokolade für den Christbaum selbst. Wenn ich heuer in ihren alten Heften schmökere, finde ich vielleicht das Rezept. Wir hatten auch die notwendigen Förmchen dazu. Mama kochte und rührte, ich legte die Förmchen auf, einen weißen Faden in jede Form und dann goss sie die Schokolade hinein. Ich freute mich, wenn ein paar Tröpfchen auf die Tischplatte fielen – die durften nach dem Auskühlen aufgeschleckt werden. Auf den Balkon hinaus mit dem Tablett zum Auskühlen und dann vorsichtig aus der Form drücken, damit die nächste Serie produziert werden konnte. Was für ein Glück für die Naschkatzen, wenn etwas zerbrach oder der Faden nicht hielt.

Auch unsere Kekse wurden selbst gebacken. Da Mama Mehl und Butter und Nüsse, auch Honig, von ihren bauerlichen Verwandten bekam, mussten wir dabei nicht

sparen. Und am Christtag der Gänsebraten. Am Heiligen Abend selbst lebten wir bescheiden: Würstchen mit Senf und Semmeln. Doch auch das waren keine alltäglichen Genüsse.

Wenn Mama und ich in der Adventzeit dasaßen und strickten – ich einen Schal für meinen Vater oder Socken und später Fingerhandschuhe, Mutter Pullover für ihn und für mich –, mussten wir am Heiligen Abend überrascht tun, so als hätten wir beide nicht geahnt, woran da gearbeitet worden war. Während wir also strickten, las mein Vater uns vor. Peter Roseggers oder Karl Heinrich Waggerls Weihnachtsgeschichten.

Der Christbaum stand oft bis Lichtmess, im ungeheizten Wohnzimmer hielt er so lang – jetzt fallen die Nadeln schon nach Neujahr. Der Christbaumschmuck wurde immer sorgfältig in die Originalschachteln verpackt und jedes Jahr wurden einige Stücke dazugekauft für kommende Zeiten.

Wege

DER WEG IST schmerzhaft verbunden mit Abschied, der Abschied überdeckt die Mühsal, die unglaubliche Anstrengung.

Der Weg ein staubiger Feldweg, an seinem Horizont in nebelhaften Fernen die Silhouetten einiger Häuser. Oben auf dem Hügel die Kirchturmspitze mit der Uhr, deren Zeiger drohen von Weitem.

Auf der anderen Seite des Weges am Horizont verschwindet ein Hügel. Dort stehen die Kusinen mit ihren

weißen Mützen und Handschuhen, kleine verschreckte Tierchen, die winken und weinen. Werden sie zurückfinden? Werden sie heimfinden? Allein? Der Onkel geht mit mir.

Der Onkel begleitet das kleine Mädchen mit der weißen Mütze und den Handschuhen, führt es, weist das müde, gekrümmte kleine Wesen, weist die Hand zurück, weist den Abschiedsschmerz zurück, duldet keinen Rückblick mehr. Blickt auf die Kirchturmuh. „Der Autobus“, sagt er, „der Autobus wartet nicht.“ Seine Worte hängen noch lang in der Luft.



Im Sommer ist es lustiger, überhaupt wenn es kurz vorher geregnet hat. Pfützen und aufgeweichte Lehmerde, im Straßengraben warmes Wasser. Die Schuhe tragen wir in der Hand, Schuhe müssen geschont werden. Im Sommer gehen die Kusinen bis zur Bushaltestelle, die Zeit ist besser kalkuliert, der Onkel drängt, hetzt nicht. Der Schmerz wird dadurch nicht geringer, nur verlagert, aufgeschoben, überdeckt vom lustigen Patschen und Plantschen im Straßengraben. „Quatsch, quatsch“ macht der Schlamm, quillt zwischen den Zehen hervor, auch zwischen den Fingern. „Nicht ins Gesicht, nicht in die Haare“, sagt der Onkel.

Bevor wir uns dem Dorf nähern, müssen wir uns im Bach die Füße waschen, Socken und Schuhe anziehen, die Schlammmonster sich in gesittete kleine Mädchen verwandeln. Tränen, Tränen. Zwei kleine Mädchen winken hinter dem Bus her, ein kleines Mädchen winkt aus dem Bus heraus.

Den Weg gibt es noch. Heute ist er asphaltiert, die

Häuser kommen dem Wanderer entgegen, den Hügel herunter, haben bereits die Talsohle erreicht.

Wenn ich mit dem Auto fahre, drossle ich das Tempo, messe mit den Augen die Distanz zur Hügelkuppe mit dem Kirchturm, rutsche im Sitz hinunter auf Kindergröße und erschrecke. Dann sitze ich wieder aufrecht, fahre zügig, suche den Bach, der einst den Weg querte und zum Fußwaschen einlud – ein dünnes Rinnsal, das keiner Brücke bedarf, ein Betonrohr reicht ihm. Der Blutweiderich wächst noch hier, zwar nicht mehr so üppig wie seinerzeit, aber immerhin – nächstes Mal nehme ich die Schaufel mit und grab mir einen aus.



Ist das überhaupt dieser Weg? Wie viele Male habe ich mich verlaufen. „Du hast überhaupt keinen Orientierungssinn“, sagte meine Mutter oft zu mir und schaute mich kopfschüttelnd an.

Die Tante wusste das nicht oder wusste nicht, was das heißt. Sie schickte mich oft mit Aufträgen und Botschaften zu Verwandten. Das scheint Menschen, die nicht Bescheid wissen, nicht schwer zu sein. Das schien keine Überforderung für ein kleines Mädchen zu bedeuten.

Doch meine Tante lebte im Dorf mit dem größten Hotter im südlichen Burgenland – ein Dorf, das sich über siebzehn Quadratkilometer erstreckt. „Mehr Hügel als Rom, weit mehr als sieben“, sagte mein Vater immer. Ein Hügel sah wie der andere aus, ein kleines Wäldchen, davor ein paar Häuser, rundum Wiesen und Felder – mittendurch ein Weg.

Ich sollte also so wichtige Botschaften übermitteln wie:

„Komm morgen um sechs Uhr, wir wollen das Schwein schlachten.“ Konnte ich dem Schwein das Leben retten, wenn die Botschaft den Edmund-Onkel nicht erreichte, der für das Töten des Tieres zuständig war? Oder war bloß ich blamiert bis auf die Knochen bis an mein Lebensende?

„Und beeil dich“, rief mir die Tante nach, „du musst mir dann noch Verschiedenes einkaufen“.

Ich wandte mich in der Talsohle nach rechts, mehr instinktiv, als dass ich gewusst hätte, das wäre der richtige Weg. Der Hohlweg durch den Wald war mir fremd, ich wunderte mich. Ich war doch erst im vorigen Jahr hier gewesen, doch an Vaters Hand – er hat mir schöne Blumen am Wegrand gezeigt, seltsam gewundene Baumstämme, Astlöcher wie Augen, ahmte die Vogelstimmen nach und trug die Verantwortung.

Als ich aus dem Wäldchen trat, blendete mich die Sonne. Hier war ich noch nie gewesen, oder doch? Vor einem Haus plätscherte das Wasser durch ein dünnes Rohr in den Brunnentrog, ich kühlte mein erhitztes Gesicht.

Die Frau, die aus dem Tor trat, war nicht meine Tante, aber sie wusste, wer ich war. „Na du“, sagte sie, „hast noch ein ordentliches Stück vor dir“ – und wies mit der Hand nach rechts. Sie fuhr mir durchs Haar und sagte: „Grüß deinen Vater von mir!“ Von wem, wagte ich nicht zu fragen, war aber doch voller Dankbarkeit. Sie hatte mir manche Peinlichkeit erspart. Beim nächsten Brunnlein kam mir nicht nur das Tor bekannt vor, sondern auch die Familie dahinter.



Fini Zirkovich-Tury

Die Autorin über sich

„Eine dicke Haut ist ein Geschenk Gottes“, steht auf der Karte an der Pinnwand in meiner Küche. Eine dicke Haut wollte ich mir erwerben im Laufe meines Lebens.

Dünnhäutig war ich von Geburt an und empfindlich wie ein Seismograph, der alle Schwingungen aufnimmt. Das machte mein Leben schwer.

Ob es mir geholfen hätte, wäre mir der Wunsch nach der dicken Haut erfüllt worden?

Das hätte ich nicht gewollt, dass mir nichts unter die Haut geht. Nichts spüren, das ist nicht mein Lebensziel.

Persönliches

Geboren am 26.10.1944 in Neuberg-Bergen
im südlichen Burgenland.

Lebt seit mehr als 30 Jahren in Mattersburg.

3 Kinder, 3 Schwiegerkinder, 3 Enkelkinder.

Beruflicher und künstlerischer Werdegang

40 Berufsjahre als Lehrerin.

Märchenschreiblehrerin und Schreibpädagogin.

Leitung von Schreibwerkstätten, Märchenschreibworkshops, Schreibseminaren und Autorengruppen.

Veröffentlichungen

2 Märchenbücher im DerKönigVerlag:

Die goldenen Pferdeäpfel

Wintermärchen und Weihnachtsgeschichten

Prosatexte in Anthologien:

„Die Verwandlung“ in *Flüsse, Brücken, Ufer*
in der Edition die Donau hinunter

„Schattenspiele“ in *Schatten*
im Litac-Verlag

„Das vergessliche Wurzelmännchen“
in *Lustige Märchen* im Sperling Verlag

Teilnahme an Literaturwettbewerben:

1. Preis beim BEWAG-Literaturwettbewerb 2010

